



1. Kapitel.

Mancher erinnert sich vielleicht, daß Allan Quatermain auf einer der letzten Seiten seines Tagebuches, daß er kurz vor seinem Tode geschrieben hatte, seiner Frau Erwähnung thut, und daß er angiebt, er habe an einer andern Stelle Genaueres über sie geschrieben.

Als sein Tod bekannt wurde, händigte man mir seine Papiere aus, da ich seine litterarischen Arbeiten veröffentlicht hatte. Unter dem Nachlasse fand ich zwei Manuskripte. Die folgende Erzählung ist das eine davon. Das andere ist eine schmucklose Wiedergabe von Ereignissen, bei denen Herr Quatermain nicht persönlich beteiligt war, — eine Sulunovelle, die ihm der Held derselben lange Jahre, nachdem das traurige Ereigniß ge-

sehen, selbst erzählt hatte. Aber damit haben wir vorderhand nichts zu thun. — — —

Ich habe oft die Absicht gehabt (so fängt Quatermain's Manuscript an), alles, was mit meiner Heirat zusammenhing, niederzuschreiben und über den Tod meines geliebten Weibes zu berichten. Viele Jahre sind seitdem vergangen, die Zeit hat den Schmerz etwas gemildert, obgleich er, weiß Gott, noch immer bitter genug ist. Zwei oder dreimal habe ich schon den Versuch gemacht, alles zu Papier zu bringen. Einmal gab ich es auf, weil das Schreiben mich so niederdrückte, ein andermal mußte ich ganz plötzlich auf Reisen gehen und beim drittenmal hatte ein Kaffernjunge mein Manuscript gerade sehr geeignet gefunden, um das Küchenfeuer damit anzumachen.

Nun, wo ich hier in England bin und Muße habe, will ich den vierten Versuch machen. Wenn er gelingt, wird die Geschichte vielleicht manchen interessieren, wenn ich selbst schon lange tot und begraben bin. Sie ist aufregend genug und regt mancherlei Gedanken in einem an.

Ich bin der Sohn eines Missionars. Mein Vater war ursprünglich Pfarrer in einer kleinen

Gemeinde in Oxfordshire. Er war schon einige Jahre mit meiner lieben Mutter verheiratet, als er dorthin übersiedelte, und er hatte vier Kinder, von denen ich das jüngste war. Nur schwach entsinne ich mich des Platzes, an dem wir lebten. Es war ein altes, langes, graues Haus mit dem Blick auf die Straße. Irgend ein großer Baum stand im Garten. Er war hohl, und wir Kinder pflegten darin zu spielen und uns auch große Stücke von seiner Borke loszumachen. Wir schliefen alle in einer Art von Dachstube, und meine Mutter kam immer und küßte uns, wenn wir im Bette lagen. Ich wachte dabei gewöhnlich auf und sah, wie sie sich über mich beugte, das Licht in der Hand. Gerade über meinem Bette sprang ein seltsames Stück Balken aus der Wand heraus. Einmal war ich furchtbar erschrocken, weil mich mein ältester Bruder mit den Händen daran hängen ließ. Das ist alles, auf das ich mich in unserem alten Hause besinnen kann. Es ist schon seit Jahren niedergerissen, sonst würde ich hinreisen, um es nochmal zu sehen.

Die Straße ein wenig weiter hinab lag ein großes Haus mit breitem eisernem Thorweg, und

auf den Thorpfeilern saßen zwei steinerne Löwen, die sahen so scheußlich aus, daß ich mich vor ihnen fürchtete. Man konnte das Haus sehen, wenn man durch die Stäbe des Thores sah. Es war ein düster aussehendes Gebäude, mit einer hohen Eichenhecke umzogen; aber zur Sommerzeit wuchsen einige Blumen um die Sonnenuhr auf dem Grasplatze. Dieses Haus wurde die Halle genannt, und Gutsbesitzer Carson lebte darin. Einstmals zu Weihnachten — es muß jene Weihnachten gewesen sein, ehe mein Vater auswanderte, denn sonst würde ich mich nicht mehr darauf besinnen — gingen wir Kinder zur Weihnachtsfeier nach der Halle. Dort war große Gesellschaft und Diener mit roten Westen standen an den Thüren. In dem Eßzimmer, das mit dunklem Eichenholz getäfelst war, stand der Weihnachtsbaum. Herr Carson stand gerade davor. Er war ein großer dunkler Mann, sehr ruhig in seinen Bewegungen, und trug einige Petschaste an seiner Weste. Wir hielten ihn für alt, aber in Wirklichkeit ist er damals nicht über vierzig Jahre alt gewesen. Er war, wie ich später hörte, in seiner Jugend viel herumgereist und hatte sich da unge-

fähr vor sechs oder sieben Jahren mit einer Dame verheiratet, die halb spanisch war — eine Papistin nannte mein Vater sie. Ich kann mich ihrer sehr gut entsinnen. Sie war klein und sehr hübsch, hatte eine rundliche Gestalt, große schwarze Augen und glänzend weiße Zähne. Sie sprach englisch mit einem seltsamen Accent.

Ich denke mir, ich muß damals ein merkwürdig aussehendes Kind gewesen sein, und ich weiß, daß mein Haar schon damals auf dem Kopfe gerade in die Höhe stand, so wie jetzt noch, denn ich habe eine Skizze, die meine Mutter von mir gemacht hat, und darin kommt diese Sonderbarkeit stark zum Ausdruck. Bei Gelegenheit dieser Weihnachtsfeier entsinne ich mich, daß Frau Carson sich an einen großen, fremdländisch aussehenden Herrn wandte, der neben ihr stand, und indem sie ihm mit ihrer goldenen Lorgnette zärtlich auf die Schulter klopfte, sagte sie:

„Sieh, Better — sieh, der komische, kleine Junge mit den großen braunen Augen; sein Haar ist wie — wie nennt ihr das? — wie eine Scheuerbürste. Oh, was für ein drolliger kleiner Kerl!“

Der große Herr zog an seinem Schnurrbart,

dann nahm er Frau Carsons Hand in die seine und fing an, damit mein Haar glatt zu streichen, bis ich ein Geflüster hörte:

„Laß meine Hand los, Better. Thomas sieht aus — wie ein Donnerwetter.“

Thomas war der Name Herrn Carsons, ihres Vaters.

Nachher verbarg ich mich, so gut ich konnte, hinter einem Stuhle, denn ich war blöde, und beobachtete die kleine Stella Carson, des Squires einziges Kind, wie sie den Kindern die Geschenke vom Baume austeilte. Sie war als Weihnachtsgengel ausgestattet, mit weichem, weißem Stoffe um ihr liebliches kleines Gesichtchen, und hatte große dunkle Augen, die mich schöner deuchten als irgend etwas, was ich je gesehen. Endlich kam an mich die Reihe, ein Geschenk zu erhalten — und nährisch genug, wenn man die späteren Ereignisse in Betracht zieht — war es ein großer Affe. Sie nahm ihn von einem der unteren Zweige des Baumes herab und sagte: „Das ist mein Weihnachtsgeschenk für dich, kleiner Allan Quatermain.“

Während sie das that, berührte ihr Armel,